

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Mara Kraus  
DAS BETT IN DER BADEWANNE

*Erzählungen, Aufzeichnungen, Szenen*

Mara Kraus  
DAS BETT IN DER BADEWANNE  
*Erzählungen, Aufzeichnungen, Szenen*

*herausgegeben von* Richard Pils  
*lektoriert von* Erika Sieder  
ISBN: 978-3-99126-116-2  
© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.  
A-3970 WEITRA 02856/3794  
[www. bibliothekderprovinz. at](http://www.bibliothekderprovinz.at)  
Coverabbildung: Nina Salomé Sieder  
Gedruckt mit der Unterstützung von:



## Inhalt

Maturaball	9
Das Brautpaar	11
Das Bett in der Badewanne	14
Das Modell	16
Eine Weihnachtsgeschichte	22
Die Begegnung	30
Großvaters Geburtstag	34
San Michele	43
Wir ziehen mal um	50
Russlandreise Moskau-St.Peterburg	56
Sagten Sie Hvar?	78
Das rote Kleid	83
Zwei Träume	89
Im Spitalszimmer	91
Brasil-Blues	94
Das Stelldichein	100
Champagne fürs Neujahr	105
Grenz-Szenen	108
Ereignis	110
Das Radio	112
Das lange und außerordentliche Leben des Henryk Gorowitz	120

## Das Bett in der Badewanne

Wenn über Nacht der erste Schnee gefallen ist, herrscht Stille. Ich höre nur die Glöckchen der Schlittenpferde klingeln: Es ist Sonntag und ich freue mich auf die Schlittenfahrt. Mit Vaters Freundin und ihrer Tochter Eva fahren wir nach Zemun, in ein Städtchen am gegenüberliegenden Ufer der Save, wo wir in einer Konditorei heiße Schokolade trinken und kleine Schokoladekrapfen essen.

An Dienstagen muss ich zum Religionsunterricht, der Rabbiner stinkt aus dem Mund. Ich hasse den Rabbiner und das Hebräisch mit dem schweren Alphabet.

Für den Purim Ball näht mir Mutter ein Rokoko-Kleid aus goldener Spitze, mein Tanzpartner hat einen silbernen Anzug. Wir tanzen ein Mozart-Menuett. Das gefällt mir.

Ich will tanzen lernen, Vater schickt mich in einen Rhythmischen Tanzkurs. Das will ich nicht. Ich will Spitzentanz mit Tutu.

Nach der Trennung meiner Eltern, wohne ich manchmal bei meiner Mutter, manchmal beim Vater und oft bei den Großeltern.

Wenn ich meinen Willen nicht durchsetze, bekomme ich jetzt Wutanfälle. Dann wälze ich mich am Boden und drohe vom Balkon zu springen.

Ich werde hin- und hergeschubst, habe nie ein eigenes Zimmer, geschweige denn ein eigenes Bett.

Nach der ersten Klasse Volksschule, eröffnet mir Vater, dass wir – er, ich und die Großeltern – nächstes Jahr in die Hauptstadt Belgrad ziehen werden.

Ich bin in der zweiten Klasse und muss das kyrillische Alphabet lernen. Hansi wohnt in einer Garçonniere, Einzimmerwohnung mit Bad. Im Zimmer steht ein breites Sofa, auf dem wir schlafen. Eines Abends ist ein Herr zu

Besuch, und als es Zeit für mich ist, schlafen zu gehen, bereitet mir Mutter ein Bett in der Badewanne. Energisch weigere ich mich, die Nacht in der Badewanne zu verbringen; nicht einmal der Köder einer Tafel Schokolade kann mich umstimmen. Der Herr verschwindet.

Ich komme wieder zu Großmutter.

In der ersten Klasse Gymnasium komme ich wieder zur Mutter. Diesmal mietet ihr mein Vater Ernst eine möblierte Wohnung. Ich schlafe zusammen mit meiner Mutter auf der Couch. Hansi beklagt sich, sie verdiene zu wenig als Sekretärin, und Ernst schlägt ihr vor, einen neuen Beruf zu erlernen. In den Wiener Werkstätten Stoffe weben. Ausgerechnet Weben? Geistert in Ernsts Kopf Penelope? Buchhaltung wäre vielleicht besser gewesen, denke ich heute.

Hansi willigt ein, reist in ihre Heimatstadt und ich wohne bei Vater in seiner neuen Wohnung. Hansis möblierte Wohnung vermietet Ernst weiter. Dann passiert etwas Unerwartetes. Die neuen Mieter feiern Weihnachten mit Christbaum, echten Kerzen, der Christbaum ist in Flammen und gleich auch die Vorhänge und das ganze Mobiliar. Also muss Hansi sich eine neue Wohnung suchen. Sie ist verärgert. Inzwischen schlafe ich bei den Großeltern auf einem Sofa in deren Schlafzimmer.

Sommerurlaube verbringe ich mit meiner Mutter. Einmal in Österreich, und wenn ich mich während einer langen Zugreise langweile, zeichnet mir Mutter mit bunten Bleistiften ein Bild. Ein Jahr später reisen wir zum Bohinj-See.

Bis zu meinem elften Lebensjahr bin ich hin und her geschubst worden.

## Brasil-Blues

Auf unserer Reise nach Buenos Aires 1948 legte unser Schiff in Rio de Janeiro an, das damals die Hauptstadt Brasiliens war, und einen Tag später in der Hafenstadt Santos. Wir fuhren mit einem Taxi nach São Paulo hoch, das auf 800 Meter Höhe liegt, wo wir einen ganzen Tag verbrachten. Die gemütliche brasilianische Großstadt mit rund zwei Millionen Einwohnern machte auf uns den Eindruck einer italienischen Stadt, wir unterhielten uns überall mit den Menschen auf Italienisch.

Als wir 20 Jahre später nach São Paulo emigrierten, war die auf einem Hochplateau auf einem Reißbrett geplante, neue Hauptstadt Brasilia schon längst im Bau. Architekt Oscar Niemeyer hatte die Regierungsgebäude entworfen und auch die einer stilisierten Blume gleichende Kathedrale. Nach 12 Jahren Aufbau sollte 1970 die Kathedrale eingeweiht werden. Es fehlten nur noch die großen Glasfenster und die Glasfirma Santa Marina, Tochter des französischen Industrierwerks Saint Gobain, sollte die Anfertigung ausführen. Doch da gab es ein Problem: Seit 1965 herrschte in Brasilien die Militärregierung und Oscar Niemeyer, Mitglied der kommunistischen Partei Brasiliens, hatte sich nach Paris abgesetzt und die Pläne der Kathedrale mitgenommen. Nun wurde ein hoher Manager der Glasfirma nach Paris geschickt, um mit Niemeyer zu verhandeln, damit dieser die Pläne herausricke. Dem Manager, einem gebürtigen Franzosen, wurde ein Ultimatum gestellt: Entweder er bringe die Pläne oder er sei seinen Posten los. Anfangs weigerte sich der Architekt überhaupt mit dem Manager zu reden. Dem jungen, redegewandten Mann gelang es, den hartnäckigen Architekten endlich telefonisch zu sprechen, und ein Treffen

wurde im Sitz der kommunistischen Partei Frankreichs vereinbart. Der Manager wartete gespannt vor dem Eingang des Gebäudes, als Niemeyer aus einer Limousine mit Chauffeur und wehendem Status-Fähnlein stieg, rechts die brasilianische, links die rote, Hammer und Sichel der Sowjets. Dem Manager gelang es, Niemeyers patriotische Gefühle zu wecken und den Widerstrebenden zu überzeugen, der zwar unwillig, aber doch die Pläne hergab. Die Einweihung fand wie geplant statt.

Zurück zu São Paulo. Anfangs empfand ich die auf sieben Millionen Einwohnern aufgeblähte Megapolis beängstigend. Auf Wohnungssuche mit meiner Tochter, als das Taxi unendlich lange und immer weiter auf einer endlosen Avenida fuhr, hielten wir uns fest an den Händen in panischer Angst, wir würden jetzt entführt. Mit der Zeit gewöhnte ich mich, obwohl das Angstgefühl weiter unterschwellig präsent war. Zweimal wurde ich in São Paulo in meinem Auto bestohlen. Das erste Mal parkte ich meinen Wagen vor dem Haus meiner Freunde. Als ich zum Wagen zurückkehrte, war das kleine Eckfenster vor dem Nebensitz des VWs eingeschlagen, aber nichts fehlte im Handschuhfach, und die hinteren Sitze waren sowieso leer gewesen. Also wunderte ich mich, zuckte mit den Schultern, fuhr heim und vergaß den Vorfall. Ein paar Monate später hatte ich einen platten Reifen und fuhr zur Reparatur-Werkstadt. „Sie haben keinen Reservereifen“, sagte der Automechaniker. Dann erinnerte ich mich an das zerbrochene Fenster. Es scheint, dass diese vorderen Seitenfensterchen zum Diebstahl einluden. Das zweite Mal, wieder parkte ich meinen Wagen bei einem Besuch. Und wieder hatte der Dieb das kleine Fenster eingeschlagen. Diesmal aber fehlte etwas im Handschuhfach: ein kleiner Plastiksack voll mit einem weißen Pulver. Ich kam

aus unserem Büro, das in einem einstöckigen Haus mit kleinem Garten lag, wo ich mich um die Pflanzen kümmerte, und ich hatte von dort ein Säckchen mit Dünger mitgenommen. Jetzt lachte ich laut voll Schadenfreude: Wie hatte sich der Dieb gefreut, einen großen Fang an Kokain oder Ähnlichem erwischt zu haben, ich hätte gern dabei zugeschaut, wie er oder sein Kunde den Dünger inhalierte.

Zwei meiner Cousins waren vor etlichen Jahren nach São Paulo emigriert und erzählten, wie sie damals weder Wohnungstür noch Autos zusperren und die Frauen echten Schmuck und Uhren tragen konnten. Längst vergangene Zeiten.

Durch diese Cousins und ihre Frauen kam ich in Kontakt mit italienischen und französischen Emigrantenkreisen. Normalerweise verkehren Emigranten fast immer mit ihren Landsleuten und erst die zweite Generation ist vollkommen integriert. Es ist leicht, Kontakte in einem Land herzustellen, wo es Einwanderer vieler Nationalitäten gibt und man immer unter seinen eigenen Landsleuten Bekannte und Freunde findet. Später kam ich auch in deutsch-jüdische Kreise. Barbara hieß die Mutter einer Schulkollegin meiner Tochter, die mich eines Tages anrief und mich zu einem abendlichem „Butterbrot“ einlud.

Barbara, in Hannover geboren, war noch rechtzeitig emigriert. Sie war eine stattliche Erscheinung, Mutter von vier Kindern, tüchtige Geschäftsfrau; sie liebte es, Menschen zusammenzubringen, und ihre Butterbrotabende waren äußerst anregend. Bei Barbara lernte ich Dr. Alfred Holland kennen, einen aus Frankfurt geflüchteten Psychiater. Dr. Holland, wie ihn alle respektvoll titulierte, war ein rüstiger neunzigjähriger Witwer, der die ganze Gesellschaft unterhielt, etwa Schillers „Glocke“

und andere Gedichte auswendig rezitierend, aus seinem Leben erzählend oder politische Tagesereignisse scharfsinnig kommentierend. Er kannte persönlich den jüdischen Philosophen Martin Buber, der einmal schwer beleidigt über Dr. Hollands Frage, ob er, Buber, beim Schlafen seinen Bart unter- oder oberhalb der Decke halte. Dr. Holland hatte einen sarkastischen Humor und wurde bald zu einer Art von Orakel für alle, die Probleme hatten; sie pilgerten zu ihm, schüttete ihre Sorgen aus und ließen sich vom weisen Greis beraten.

In den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war in São Paulo ein Telefon zu besitzen ein kostbares Gut. Man musste nicht nur über 1000 US-Dollar für einen Telefonanschluss hinblättern, sondern auch gute Beziehungen haben. Ein installiertes Telefon bedeutete keineswegs, dass es auch immer funktionierte. Unvorstellbar für heutige Generationen. Barbara, die ihre Geschäfte durchwegs telefonisch erledigte, hatte tagelang eine Telefonstörung, somit war es unmöglich zu telefonieren und bei der Telefonfirma zu reklamieren. Nach einer Woche packte sie ihre geschäftlichen Papiere, setzte sich ins Auto und fuhr zur Telefonfirma. Es gelang ihr, in das unbesetzte Büro einer Direktorin zu treten, Barbara setzte sich an den Schreibtisch, nahm den dortigen Telefonhörer in die Hand und rief ihre Kunden an. Als die Direktorin nach einiger Zeit in ihr Büro trat, und „Was machen sie da?“, rief, erklärte ihr Barbara ruhig, sie erledige ihre Geschäfte, da ihr eigenes Telefon seit Tagen nicht funktioniere. Am nächsten Tag war ihr Telefon wieder funktionsfähig. Chuzpe muss man haben in Brasilien.

São Paulo liegt auf 850 Meter Höhe und hat ein subtropisches Klima. Die Sommer sind erträglich und regnerisch. Der Regen kommt jeden Nachmittag und will man

sich mit jemandem treffen, vereinbart man das Treffen „nach dem Regen“. Der Regen überschwemmt mit einer Wucht Plätze und Straßen, die sich in Sekunden in hohe reißende Bäche verwandeln. Oft rettet man Menschen aus ihren Automobilen, indem man sie aus den Fenstern herauszieht und auch manch Fußgänger ertrinkt in einem Gully, dessen Deckel weggeschwemmt wird. Nach dem Regen werden die offenen Gully-Löcher meist von der Stadtverwaltung vergessen und manch unachtsamer Autofahrer, der mit voller Geschwindigkeit über ein Loch rast, wird zusammen mit eventuellen Mitfahrern heftig in die Höhe geschleudert, wo sie einen kräftigen Kopfstoß abbekommen.

Wie jede Großstadt, die etwas von sich hält, hatte auch São Paulo ihr „Bermuda Dreieck“. Es lag in den sogenannten „Gärten“ der Nobelwohnbezirke, und bestand aus einigen Straßenkreuzungen. Man könnte glauben, dort stolzierte São Paulos Goldene Jugend in den frühen Abendstunden und trank teuren Happy-Hour-Aperitiv. Weit gefehlt. Das große Vergnügen war, langsam, einer hinter dem anderen mit ihren teuren Karossen durch bestimmte Straßen im Kreis herumzufahren und junge Frauen zu beäugen. All das zum Ärger der anderen Verkehrsteilnehmer, die durch die engen Straßen nicht vorwärtskamen.

Brasilianer sind ein gläubiges Volk und offiziell leben sie im größten katholischen Land des Planeten. Aber ihre authentische Religion ist der Synkretismus, d. h. eine Mischung aus indigenen lateinamerikanischen und afrikanischen Glaubensrichtungen. Dieser Synkretismus betrifft alle Volksschichten, Unterprivilegierte, Intellektuelle, Akademiker oder Künstler, hohe Gesellschaftskreise und sogar viele eingewanderte Ausländer. Oft sieht man

morgens an Straßenkreuzungen Scherben einer Zuckerrohr-Schnapsflasche und Zigarrenstummel, welke Blumen, Kerzen: Überbleibsel eines nächtlichen Umbanda Rituals, der weißen Magie, die Böses abwehrt und Gutes herbeizieht. Kein Vorübergehender möchte mutwillig daran rühren und Autos versuchen, diesen Ort zu umfahren, der als geweiht gilt. Es gibt auch die schwarze Magie, die Unheil stiftende Macumba.

Einmal fehlte meine schwarze Bedienerin, die sonst immer sehr pünktlich war. Sie wohnte in einem Slum, und als sie einige Tage nicht erschien, suchte ich sie auf, denn ich dachte, vielleicht wäre sie krank und bräuchte Hilfe. Ich fand sie wohlauf in ihrer sauberen und ordentlichen Behausung. Am nächsten Morgen kam sie zur Arbeit. Vor mir stand eine vollkommen veränderte Person. Bekleidet mit einem langen breiten Rock, behängt mit einer Menge von Ketten, eine Zigarre rauchend, sprach sie in Trance mit tiefer, rauer, drohender Stimme:

„Du weißt ja, was ich jetzt bin, ein Medium der Gottheit, die dir befiehlt, dass du nie wieder zu mir nach Hause kommst!“

Ich kannte diese plötzlichen Verwandlungen, da ich Umbanda Rituale kannte. Mein Besuch war ihr unerwünscht gewesen, und um es mir in dieser Weise mitzuteilen, war ihre einzige Möglichkeit, ihrer Herrin etwas zu verbieten.

## Das Radio

Der Unterricht war zu Ende. Marko packte langsam Bücher und Hefte in die Schultasche. Physik war sein Lieblingsfach und die Stunde war nur zu schnell vergangen. Heute hatte er besonders auf jedes Wort des Lehrers geachtet, denn es ging um das Objekt seiner Träume, den drahtlosen Empfänger, dieses Wunder der Technik. Bei vielen seiner Freunde gab es zu Hause einen Radioapparat, doch seine Familie konnte sich diesen Luxus nicht leisten. Jetzt würde er selber einen bauen. Er besaß einige Ersparnisse, die er sich im väterlichem Betrieb, einem immer vor dem Ruin stehenden Restaurant, verdient hatte. Sonntags, wenn der Kellner Krsta freihatte, bediente Marko. Hie und da ließ dann ein Gast sogar einen ganzen Dinar als Trinkgeld für ihn auf dem Tisch liegen.

Raschen Schrittes näherte sich der Junge dem verheißungsvoll „Oase“ genannten elterlichen Lokal. Von der Knez Mihajlova Straße waren es nur noch einige hundert Meter bis zum Restaurant. Beiderseits des Eingangs lockten zwei schmale, bemalte Tableaux: grüne Palmen mit traurig hängenden dünnen Wedeln, von der Hand des gleichen Meisters, der auch im Innenraum die Wände blau gestrichen hatte. Dem Gast, der sich in den bläulich dunklen Raum wagte, schlug als erstes der Duft der sogenannten Hausmannskost entgegen. Abgestandenes, des Öfteren verwendetes Schweinefett, starker Knoblauch- und Zwiebeldunst, aufgewärmtes Kraut, kalter Tabakrauch vermengten sich da zu einem alles durchdringenden, anhaftenden, säuerlichen Geruch. Zwischen den spärlich besetzten Tischen latschte der plattfüßige Krsta, eine vor langer Zeit weiß gewesene Serviette unter

die verschwitzte Achsel geklemmt. Der kleine dickleibige Herr Weiss, Markos Vater, saß, einen Bleistift hinter dem Ohr, neben der Küchentüre an einem Tischlein, grübelte über die schlechten Geschäfte, die leidige Konkurrenz, und beaufsichtigte zwischendurch das oben erwähnte Personal.

Marko trat ein, ging auf seinen Vater zu, der ihm als Gruß freundlich einen Klaps auf die Wange gab. Dabei seufzte er: „Schon halb zwei und nur sechs Menus verkauft.“

Der Junge legte seinen Mantel ab, lehnte die Schultasche an die Wand und verschwand in der Küche. Er gab Mutter, die am Herd stand, einen flüchtigen Kuss; einige Moleküle der salzigen Feuchtigkeit ihrer Wange blieben an seinen Lippen. Den Kopf zur Seite gedreht, wischte er sich unbemerkt mit dem Handrücken den Mund ab.

Dereinst war die Mutter ein hübsches Mädchen gewesen, jetzt war sie ausgemergelt, von Arbeit und Sorgen verbraucht. Mit Jakscha war es eine Liebesche gewesen, gegen den Willen seiner Mutter, denn Maria war eine Schikse, eine Nichtjüdin, und erst nach langen Familienkämpfen konnten sich die beiden kriegen.

„Was willst du essen?“ Ohne die Antwort abzuwarten, füllte sie einen Suppenteller mit Fleischbrühe. Er nahm ihn behutsam und ging hinaus in die Gaststube, wo er sich an einen der leeren Tische setzte und hastig die Mahlzeit auslöffelte. Er hatte Eile. Noch heute wollte er mit dem Werk beginnen.

Über dem Restaurant lagen die bescheidenen Wohnräume der Familie. Zwei Zimmer: Eines gehörte den Eltern, das andere teilte Marko mit der Großmutter von Vaters Seite. Die alte Frau, von Rheumatismen geplagt, dazu schwerhörig, verbrachte ihr Dasein auf einem Polster-



sessel neben dem Fenster, mit Handarbeiten beschäftigt. Sie bewegte sich nur mit Mühe und verlies schon lange nicht mehr das Haus. Ein gebogenes schwarzes Hörrohr lag in Reichweite auf einem Tisch. Marko hatte nach dem schnell verschlungenen Mittagessen seine Schultasche gepackt und war die Treppe hinaufgelaufen. Oben wechselte er ein paar Worte mit Großmutter. Schon als sie ihn eintreten sah, griff sie erwartungsvoll zum Rohr und hielt es fest ans Ohr gepresst, Marko war ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt. Er musste dann stark hineinschreien, damit überhaupt ein Laut in ihr taubes Ohr gelangte. Meistens war es verlorene Mühe, sie verstand sowieso alles verkehrt. Heute hatte er schon gar keine Geduld. Bald ließ er sie allein, wendete sich seinem Physikbuch zu und vertiefte sich ins Studium.

Auf einem Stück Papier notierte er, was er alles anschaffen musste: zwei Abstimmungskondensatoren, einen Niederfrequenztransformator, ein Neutrodon und einen Detektor, versilberten Schaltdraht, dann Schrauben, Buchsen und Draht für Antenne und Erdung. Dazu noch einen Röhrensockel.

Die beiden Spulen wollte er mit Kupferdraht selber anfertigen. Kein Zweifel: Alle seine Ersparnisse würden für das Material, das er brauchte, geopfert werden müssen.

In einigen Tagen hatte er den rudimentären Apparat gebaut. Nun saß er stundenlang die Kopfhörer an den Ohren oder bastelte weiter an Drähten und Schaltern, verloren in seine Tätigkeit. Auf dem Heimweg von der Schule bog er öfter in die Hauptstrasse ein; dort befand sich das große Elektrogeschäft, vor dessen Auslagen er lange in konzentrierter Betrachtung zu stehen pflegte. Hier hatte er einiges Material erstanden, der Verkäufer

kannte ihn, und manchmal ging er auf einen Sprung hinein, um mit dem Angestellten zu fachsimpeln. Für Marko stand es fest: Er würde Elektrotechniker werden.

Der Krieg unterbrach diese Zukunftsträume. Die „Oase“ wurde, ihrem Namen zum Trotz, durch eine Brandbombe zerstört. Dabei verlor die Großmutter das Leben. Noch bevor die Deutschen Belgrad besetzten, flohen Marko und die Seinen nach Kroatien. Dort, mit Hilfe der katholischen Familie der Frau, verschwand der Jude Jakscha Weiss. Bald darauf tauchte in der von den neuen Verbündeten Hitlers, den Ustaschas, regierten slawonischen Hauptstadt Osjek, ein Volksdeutscher Jakob Weiss auf und bekam sogar eine Stellung als Verwalter der Bahnkantine. In Markos neuem Wohnort spürte man, außer einem gewissen Warenmangel, wenig vom Krieg. Die Kroaten bewiesen ihre Kampftüchtigkeit an den unglückseligen Juden und Serben. Das war im Augenblick ihr Beitrag für die deutschen Verbündeten. Marko kümmerte sich weder um Politik noch um Krieg. Für ihn ergab es sich durch das Fehlen von neuen Elektrogeräten, dass er alle Hände voll Arbeit hatte. Er reparierte alles, was mit Elektrizität zu tun hatte, sein Könnerschaft aber äußerte sich hauptsächlich in der Wiederherstellung defekter Radioapparate. Die Geräte konnten gar nicht so alt sein, dass Marko nicht fähig gewesen wäre, sie instand zu setzen. In Verlegenheit geriet er nur, wenn es sich um die Entlohnung handelte: Er war zu schüchtern, einen Preis zu nennen. Dennoch gab man ihm Geld und noch öfter zahlte man ihn in natura. Jetzt ging er auch schon mit einem Mädchen, wie man das so nannte, und die beiden machten Heiratspläne.

Die Kriegsjahre zogen sich hin. Die deutsche Niederlage war nur noch eine Frage von Monaten. Aber gerade

vor Torschluss verhängte die Ustascha-Regierung allgemeine Wehrpflicht.

Als Marko eines Abends nach Hause kam, traf er die Eltern stumm bei Tisch sitzend. Mutter hatte rot verweinte Augen und knüllte in den Händen ein feuchtes Taschentuch. Vater starrte mit abwesendem Blick auf das Papier, das auf dem Tisch lag.

„Das musste ich erleben“, fing er an zu jammern, sobald er Marko erblickt hatte. „Da, schau, du bist einberufen; Mein Sohn zu den Domobranci der Ustaschas! An der Seite der Deutschen zu kämpfen! Sohn eines Juden!“ Und er steckte ihm den Zettel zu.

„Nach Russland wirst du ziehen müssen, mein armes Kind“, schluchzte Mutter. Was sollte er tun? Zu den Partisanen überlaufen? Ihre Truppen konnten jeden Tag in der Stadt erscheinen, ganz Südkroatien war bereits in ihrer Hand und die Russen standen schon in Ungarn. Der Krieg konnte nicht mehr lange dauern. Am nächsten Tag meldete er sich in der Kaserne. Mit ihm etwa zweihundert andere junge Männer. Ein notdürftiger Unterricht an alten Karabinern wurde ihnen zuteil; Uniformen würden später ausgegeben werden. Niemand glaubte noch ernstlich daran, an die Front zu kommen. Marko und viele seiner Kameraden sehnten sich die Partisanen herbei, damit endlich der Krieg zu Ende käme. Nur Tage vergingen. Da wurde eines Morgens noch vor dem Wecken Alarm gegeben. Den Rekruten blieb nicht einmal mehr Zeit, in die Hosen zu fahren, da hatten die Partisanen die Kaserne schon gestürmt. Doch anstatt der ersehnten Befreiung, wurden die angehenden Soldaten gefangen genommen. Jeder konnte gerade noch ein paar Habseligkeiten zusammenpacken, und dann ging's marsch hinaus in das herbstliche Morgengrauen.

Kilometerlang marschierten sie ohne Pause, ohne einen warmen Schluck zu sich genommen zu haben. Endlich erreichten sie ein Barackenlager hinter Stacheldraht. Man gab ihnen eine ungenießbare Brühe und sie durften sich auf die Pritschen werfen.

Am nächsten Morgen trieb man sie zusammen zum Appell auf den kleinen viereckigen Platz, um den die Baracken gruppiert waren. Nach der Auszählung schrie ein Feldweibel der Partisanen:

„Wer von euch Ustascha-Schweinen kann einen Radioapparat reparieren?“

Marko trat einen Schritt vor.

„Ich“, sagte er leise.

„Dann ab mit dir! Der Empfänger unseres Kommandanten ist kaputt.“

Ein Partisan nahm Marko in Gewahr und führte ihn zwischen den Baracken zum schweren Eisentor. Die Wache öffnete. Sie gingen auf einem Feldweg etwa eine halbe Stunde bis zu dem Haus, das der Partisanenkommandant und sein Stab als Quartier bezogen hatten. Man führte Marko zum Gerät und er begann seine Arbeit. Es war in üblem Zustand und lange musste er sich mit dem alten Apparat beschäftigen. Gelegentlich schaute der Kommandant, ein älterer, gutmütiger Mensch zu Marko herein und unterhielt sich mit ihm über technische Einzelheiten. Nach zwei Stunden war es so weit, das Gerät wieder gebrauchsfähig. Nachdem es der Kommandant ausprobiert hatte, fragte er Marko nach seinem Namen.

„Du hast es gut gemacht, verstehst was davon. Ich werde Dir einen Entlassungsschein geben lassen“, sagte er, „Hebe ihn gut auf!“ Er gab dem Partisan, der Marko hergeleitet hatte, einen Wink.

„Wie Sie befehlen, Genosse Kommandant“, sagte dieser.

Der Schein wurde ausgestellt und vom Befehlshaber unterschrieben. Markos Herz machte einen Sprung. Frei! Er dachte an die Mutter.

Als er mit dem Papier ins Freie trat, sah er einige Wächter, die ihm vom Lager her bekannt schienen, vor dem Haus herumlungern. Im Vorbeigehen, rief ihnen sein Begleiter zu, wobei er auf Marko deutete: „Der da, der hat's große Los gezogen“, und indem er sich Marko zuwandte, stieß er mit boshafem Lachen hervor:

„Hast Glück gehabt, du Hurensohn! Geh, hol dir alleine deine lausigen Sachen, und hau ab, kennst ja den Weg.“

Marko ließ es sich nicht zweimal sagen. Laufenden Schrittes, manchmal sogar pfeifend, legte er den Weg zurück. Die Kameraden würden ihn beneiden. Wer weiß, wie lange die noch absitzen mussten. Als er näherkam, sah er das Tor des Lagers weit offenstehen, kein Wächter war zu sehen. Er ging rasch hindurch, direkt auf seine Baracke zu und trat ein.

Der Raum war leer. Sind also auch alle entlassen worden, umso besser, dachte er. Ohne um sich zu schauen, nahm er den Ranzen und begann seine Habseligkeiten hineinzuworfen, und während er das tat, fiel sein Blick auf ein Buch, das auf der Pritsche nebenan lag. Dumm, sagte er sich, Slavo hat sein Buch in der Eile vergessen. Er beugte sich hinüber, es zu nehmen und dem Freund zu überbringen, und indem er seine Haltung änderte, sah er aus dem Augenwinkel den roten Ärmel eines Pullovers von einer anderen Pritsche herunterhängen. Verwundert richtete er sich auf und begann langsam um sich zu blicken. Alle Bündel hingen noch an den Bettpfosten, da und dort lag ein Kleidungsstück oder ein Taschentuch.

Nein, die Kameraden hätten doch nicht ihre Habe hiergelassen, wenn sie entlassen worden wären. Wo sind sie den alle die Kameraden? Da fiel ihm plötzlich auf, was er bis jetzt gar nicht beachtet hatte. Die ungewöhnliche Stille. Er erinnerte sich des offenen, wächterlosen Tores. Verwirrt wandte er sich dem kleinen Fenster zu und warf einen Blick auf den Hof. Einige schmutzige Fetzen zogen seine Aufmerksamkeit an. Dann erstarrte er und sein Herz hörte einen Sekundenteil auf zu schlagen.

Es waren keine alten Fetzen.

Der viereckige Platz war in einen Schlachthof verwandelt. Seine Kameraden lagen in Haufen einer auf dem anderen oder verstreut einzeln in breiten Blutlachen in schauerlich wirkenden Stellungen, manche mit verrenkten Gliedern, mit weit aufgerissenen Augen, einigen war ein dünner Blutstrahl aus dem Mund geronnen.

Markos Knie verweigerten den Gehorsam. Der Anblick des Massakers würgte ihn. Er musste sich mit dem Kopf an der Wand stützen, hielt die Hand vor den Mund, sei es, den Schrei, sei es, den Brechreiz zu unterdrücken. Er hörte seine Zähne klappern und von Panik ergriffen drehte er dem Fenster den Rücken und stolperte zur Tür hinaus. Sein Bündel blieb auf der Pritsche liegen. Er begann zu laufen, zwischen den Baracken, zum offenen Tor hinaus, lief immer weiter, weiter, was die Füße ihn tragen konnten. In seinen Ohren dröhnte das höhnische Lachen des Partisanen:

„Hast Glück gehabt, du Hurensohn!“

Mara Kraus  
1925 geboren in Zagreb  
1929 übersiedelt nach Osijek  
1933 übersiedelt nach Belgrad  
1941 Mai, Flucht nach Dalmatien, auf die Insel Hvar  
Juni, Flucht nach Split  
Dezember, Internierung in Piemont  
1943 Flucht in die Schweiz  
1945 Heirat mit Ivo Kraus und Rückkehr nach Italien  
1948 Emigration nach Argentinia  
1950 Rückkehr nach Europa, Paris und Mailand  
1955 Emigration nach Venezuela  
sieben Monate später Rückkehr nach Italien  
1968 Emigration nach Brasilien  
1972 Trennung von Ivo Kraus  
1985 Rückkehr mit dem Lebensgefährten  
Joe J. Heydecker nach Europa  
lebt in Wien

Bücher im *Verlag* Bibliothek der Provinz:  
Der talentierte Herr Ginic. *Eine Familie in Zeiten des Holocaust*,  
Wien 2017, ISBN 978-3-99028-687-6  
Ein Mann mit Eigenschaften. *Joe J. Heydeckers autobiografische Aufzeichnungen*; Mara Kraus (Hg.);  
Wien 2019, ISBN 978-3-99028-828-3

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*